

Erfahrungsbericht des Praxissemesters

in der Einrichtung „Piña Palmera“

Studierende des BA Soziale Arbeit

Mein Praktikumssemester im Rahmen meines Studiums der sozialen Arbeit an der TH Köln habe ich in der zivilen Organisation *Piña Palmera* in Mexiko absolviert. Piña Palmera arbeitet seit mehr als 35 Jahren an der Pazifikküste im Bundesstaat Oaxaca mit Menschen mit verschiedenen Behinderungen. Oaxaca ist ein sehr ländlich und indigen geprägter Staat, in dem wenig soziale Hilfen für Menschen mit Beeinträchtigungen oder Förderbedarf existieren und die fehlende Infrastruktur die Erreichbarkeit dieser Personen erschwert. Piña Palmera hat ihren Sitz in Zipolite, einem kleinen Küstenort, aber arbeitet in indigenen Dörfern in den umliegenden Berg- und Küstenregionen in Prozessen der Rehabilitation und sozialen Eingliederung. Die Pädagogen, Psychologen, Therapeuten und weiteren Fachkräfte betreiben Informations-, Inklusions- und Aufklärungsarbeit in verschiedenen Communities, Schulen und Familien. Seit der Gründung haben bereits mehr als 5000 Kinder und Erwachsene an den Programmen teilgenommen. In der Einrichtung arbeiten viele Menschen mit Behinderungen, die wichtige Rollen und Funktionen übernehmen und somit ein unabhängiges Leben führen können. Neben den sozialen Hilfen engagiert sich die NGO ebenfalls in der Politik in Bezug auf Menschenrechte und Umweltschutz und nimmt an nationalen und internationalen Kongressen teil.

Anfang März begann ich mein Praktikum in der Einrichtung und war vorerst etwas orientierungslos und erschlagen von der Hitze. Das Gelände ist riesig und besteht aus einem Therapiezentrum, Büros, verschiedenen Werkstätten, Küche mit Essbereich, Wohnhäusern, einer Turnhalle und einem Yogahaus und außerdem einem Geschäft, in dem die Produkte der Werkstätte und der indigenen Communities verkauft werden. In der Einrichtung arbeiten circa 40 Menschen, die sich wöchentlich zu einer Generalversammlung treffen, um gemeinsam Entscheidungen zu treffen. Weiterführend gibt es wöchentliche Sitzungen zur Weiterentwicklung der Pädagogikkonzepte und zur Koordination von Volunteers und PraktikantInnen.

Das Leben spielt sich hauptsächlich draußen ab, die meisten Häuser haben kaum Wände und sind eher Überdachungen als Häuser. Teller spülen wir in Eimern mit Brunnenwasser, genauso funktioniert die Toilette und Kleidung wird auch mit Hand gewaschen. Auf dem Gelände gibt es viele Katzen, Hunde, Hühner, Iguanas und vor allem Moskitos. Wir recyceln fast den kompletten Müll und pflanzen viele Lebensmittel selber an. Jedoch gibt es im Dorf ein großes Problem mit der Wasserversorgung. Es gibt nur zwei Mal in der Woche für zwei Stunden fließendes Wasser, mit dem wir dann alle Tanks auffüllen und hoffen, dass es reicht. In der Einrichtung arbeiten nicht nur Behinderte, sondern auch Ex-Häftlinge und Mitglieder der Anonymen Alkoholiker. Wir arbeiten integrativ mit den Behinderten und stellen z.B. Kokosöl, ökologische Naturkosmetik und Recycling Papier her, was dann in dem Laden verkauft wird. Außerdem gibt es eine Frühförderung und Hausaufgabenhilfe und Freizeitangebote für lokale Kinder (z.B. mit Ton töpfern). In Pina wohnen drei Schwerbehinderte und ungefähr zehn Menschen, die leichte Behinderungen haben und mitarbeiten.

So arbeitet hier z.B. ein Blinder in der Pflege mit den Schwerbehinderten, was ich ziemlich bewundernswert finde. Mehrmals die Woche fahren mehrere Mitarbeiter in ländliche, oft indigene Communities, wo wir die Familien informieren und aufklären und gemeinschaftliche Projekte gestalten. Die Physiotherapeuten des Teams zeigen dann Massagen oder Übungen, die die Familienmitglieder lernen können und die Sozialarbeiter geben Hilfestellungen, wie das Kind sich sozial integrieren kann, eine Schule besuchen und Fördermittel beantragen kann und ein möglichst selbstständiges Leben möglich wird. In den Communities sprechen einige Bewohner nur indigene Sprachen, manche haben eine komplett andere Zeitrechnung, welches die Kommunikation und Terminabsprachen erschwerte. Am Anfang hatte ich etwas Angst, von den indigenen Familien nicht akzeptiert zu werden. Diese Sorge hat sich aber direkt am ersten Tag erledigt, da ich mit meinen hellen Haaren und blauen Augen die Hauptattraktion war und alle neugierig auf mich zukamen.

In der Einrichtung brauchte ich einige Zeit, um mich zu orientieren und alle Bereiche und Zusammenhänge zu verstehen, da die Arbeit und die Einrichtung so vielfältig ist. Fast jeder Tag war anders, mal arbeitete ich in der Tischlerei, mal haben wir gemalt, mal Mais gepflanzt oder Mangos geerntet. Am Anfang habe ich nicht direkt verstanden, was all diese Tätigkeiten mit sozialer Arbeit zu tun haben. Danach habe ich gemerkt, dass genau durch diese Tätigkeiten im Team erst der Rahmen der Inklusion geschaffen wird. Menschen mit jeglichen Behinderungen oder Problemen arbeiten gemeinsam in dieser Community und erschaffen so eine integrative Gemeinschaft, in der jeder ein „normales Leben“ führen kann.

Das Dorf Zipolite ist so klein und doch passiert hier so viel. Zipolite ist eine sehr bunte Fusion aus Locals, Nudisten, Künstlern, Surfern, Reisenden, Zugezogenen und Drogenkartellen und scheint manchmal ein gesellschaftliches Experiment zu sein. Da ich vor zwei Jahren schon dort war, hatte ich schon einen Freundeskreis, aber man lernt täglich neue Menschen kennen und ich kannte nach zwei Monaten fast das gesamte Dorf. Anfangs habe ich in der Einrichtung gewohnt, bin nach kurzer Zeit jedoch zu einer Freundin ins Kulturzentrum gezogen, wo ich Resident DJ war und kulturelle Projekte organisiert habe, wie z.B. Workshops, Improtheater und Konzerte. Außerdem gibt es im Dorf ein großes Problem mit der Wasserversorgung. Es gibt nur zwei Mal in der Woche für zwei Stunden fließendes Wasser und zwischen drinnen muss man mit dem Wasser aus dem Tank auf dem Dach auskommen oder Wasser bestellen. Piña engagiert sich auch für Umweltbewusstsein und gerechte Verteilungen von Ressourcen und gibt dafür Workshops an Schulen und Universitäten. Die Einrichtung wirkt viel in der lokalen Politik mit und arbeitet mit Kooperativen und Menschenrechtsorganisationen. So konnte ich an einem Kongress mit Frauenrechtlerinnen aus ganz Mexiko teilnehmen.

Mit zwei Bewohnerinnen in Piña habe ich eine sehr vertraute Bindung aufgebaut. Paz ist schizophren und hat als Kind in Deutschland gewohnt und durch diese Verbindung und die deutsche Sprache haben wir eine gute Ebene gefunden. Malena kann nicht sprechen konnte ich nach einiger Zeit nur durch ihre Mimik (hauptsächlich Augen- und Mundbewegungen) ziemlich genau verstehen kann, was sie kommunizieren möchte. Es ist ziemlich spannend, wenn wir Ewigkeiten ohne ein gesprochenes Wort kommunizieren und lachen

können. Wir haben auf meine Anregung hin einen Strandbesuch mit den Bewohnern gemacht, welcher jetzt regelmäßig im Rahmen der Hydrotherapie wiederholt wird. Außerdem war ich ein paar Tage für einen 15-Jährigen verantwortlich, der für Hilfen zum eigenständigen Leben ab und zu in Piña wohnt. Er hat, genauso wie seine Mutter, eine geistige Lernbehinderung und wohnt in einem sehr abgeschiedenen Dorf in den Bergen. Ich war mit ihm wandern und habe ihm etwas Surfen und Schwimmen beigebracht, was ihm viel Selbstvertrauen gebracht hat.

Trotzdem habe ich gemerkt, dass ich lieber mit Erwachsenen als mit Kindern arbeite. Dienstags organisieren wir „frühe Interventionen“ und arbeiten mit ca. 15 Kindern und es ist oft unglaublich anstrengend. Ich hatte einmal geplant, gemeinsam eine Statue aus Ton zu bauen, aber es war so schwierig alle Kinder in ein Boot zu bekommen. Manche haben mit dem Ton geworfen, andere haben ihn gegessen, manche wollten nur ihre eigene Figur bauen und andere waren taub und haben den Sinn des Töpfers gar nicht verstanden. Außerdem haben wir ein Summercamp für 180 Menschen aus den Communities organisiert, die alle in Pina gezeltet haben. Wir haben von morgens bis nachts gearbeitet und viele Projekte mit den Kindern organisiert, Musikinstrumente aus Müll gebastelt, Drachen aus Recyclingpapier hergestellt und sie am Strand steigen lassen, uns ein Schattentheater zum Thema Umweltschutz und Müllvermeidung ausgedacht und vorgeführt und einen integrativen Karneval im Dorf organisiert.

Trotz der paradiesischen Umgebung gibt es auch viel Gewalt und Kriminalität. Es gab einen Machtkampf von zwei Drogenkartellen, der in Schießereien und öffentlichen Morden ausgetragen wurde. Außerdem wurden wir im Kulturzentrum mit Waffen überfallen und der einzige Geldautomat des Dorfes wurde geklaut. Die Dorfbewohner schweigen jedoch, um keine Touristen zu verschrecken oder selber in Probleme zu geraten. Die Polizei ist nicht präsent und von einem funktionierenden Justizsystem kann man nur träumen. Manchmal lässt mich die Gewalt und Kriminalität hier ein bisschen verzweifeln und macht mich sehr wütend, da ich das Gefühl habe, die geleistete soziale Arbeit bringt gar nichts, wenn die Menschen in diesem Kontext leben. Trotzdem fühle ich mich in diesem Dorf inzwischen wie Zuhause und kann mir schwer vorstellen den Winter in Köln zu verbringen. Ich konnte hier so viel lernen und habe hier meinen Alltag, meine Freunde und die täglichen Abenteuer. Ich habe außerdem gemerkt, dass ich Lust hätte soziale Arbeit mit handwerklicher Arbeit zu kombinieren, da mir die Tätigkeiten in den Werkstätten so viel Spaß gemacht haben.

Meine Ansichten vom Praktikum haben sich etwas verdreht. Von dem Gedanken, dass ich hier benachteiligten Menschen mit sozialer Arbeit helfen kann, habe ich mich entfernt und merke eher, dass die vielen Menschen aus Piña mir so viel beibringen und mir helfen meine Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Mit den Behinderten machen wir so viele verschiedene Projekte auf dem Gelände, sodass ich neben der sozialen Arbeit mit den Behinderten zusammen noch viele andere Sachen lerne. Wir haben zusammen die Palmendächer neu gedeckt, in der Tischlerei neue Rollstühle, Zäune, Türen und Häuser gebaut, sähen und ernten viel Gemüse oder töpfeln mit den Kindern. Für mich ist das das beste Beispiel für Inklusion, weil praktisch kein Unterschied zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen gemacht wird.

Dies ist auch ein spannender Punkt für die „konventionelle Sicht“ auf die Differenz und Distanz zwischen Sozialarbeiter und Klient, da wir alle auf Augenhöhe ohne Machtstrukturen gearbeitet haben.







